

Gekonnte Reh-Drückjagden senken den Jagddruck

Neue Strategien sind Schnee von vorgestern

Bis zum Inkrafttreten des Reichsjagdgesetzes wurde das meiste Rehwild auf Treib- und Drückjagden erlegt, vielfach noch mit Schrot; inzwischen erleben Rehwild-Drückjagden eine Renaissance, doch das hierzu notwendige jagdhandwerkliche Können müssen viele Jäger erst wieder erarbeiten.

Verpönt war sie, die Drückjagd auf Rehe, und in einem Bundesland probte man ihretwegen gar den grünen Volksaufstand. Inzwischen ist sie auch im Süden der Republik legalisiert; das Abendland ging darüber nicht unter. Aber das, was sich manche ihrer Befürworter versprochen - eine radikale Reduzierung der Rehwildbestände - wurde mit ihr auch nicht erreicht. Schließlich hängt die Effektivität der Jagd zunächst vom Willen der Jäger und nur sekundär von der Jagdtechnik ab.

Ohne jeden Zweifel kann Drückjagd ein geeignetes Instrument für zeitgemäße, den Jagddruck senkende Rehwildjagd sein. Wenn sie mancherorts mehr Streß für das Wild

als Strecke liefert, dann einfach deshalb, weil wir das Jagdhandwerk, so wie es unsere Großväter beherrschten und übten, erst wieder erlernen müssen. Nicht wenige Jäger erleben ihr Revier fast nur noch aus dem Fahrzeug heraus und vom Hochsitz herunter! Freilich, in Minirevieren schadet ständiges Umeinanderpirschen ganz gewiß, denn das Wild hat sicher keine Probleme, uns von „harmlosen“ Zeitgenossen zu unterscheiden. Afrikas Steptentiere beispielsweise ziehen gelassen auf wenige Meter an *satten* Löwenrudeln vorbei; sie wissen, daß ihnen keine Gefahr droht. Wehe den Löwen knurrt der Magen! Unsere Schalenwildarten taxieren die Beuteabsicht des Menschen genauso exakt.

Also ab auf den Hochsitz? Ob wir pirschen oder zum Hochsitz gehen, wir werden vom Wild gesehen und „erkannt“, auch dann, wenn wir das Wild nicht sehen. Unsere individuelle Witterung ist mit Sicherheit „registriert“, ja selbst unser Auto wird (alleine schon durch regelmäßige Wildtransporte und Hundewitterung) anders riechen als jenes vom Bauern oder Waldbesucher. Da ist es

gar nicht so verwunderlich, wenn viele Jäger mit dem Auto bis unter den Hochsitz fahren. Ihre Erlebniswelt und ihre Einblicke ins Revier schrumpfen dabei jedoch erheblich. Was Wunder, wenn Reh-Drückjagden mancherorts ablaufen wie Standtreiben auf Kaninchen.

Gesellschaftspflege oder Jagd?

Viele Reh-Drückjagden, die man als Gast in den letzten Jahren erlebte, waren vergeudete Tage, die in der Summe des Lebens fehlen werden...

Da wird alles eingeladen, wozu sich der oder die Revierinhaber verpflichtet fühlen. Motto: Für den haben wir auch noch einen Stand. Leider besuchen die wenigsten Jäger vor Beginn der Drückjagdsaison einen Schießstand mit laufendem Keiler oder überhaupt einen Kugel-Schießstand, und noch weniger befinden sich durch einen hohen Schalenwildabschuß in optimaler „Kondition“. Die Ergebnisse sind entsprechend. Wer nicht gelernt hat, frei und ohne lang zu sackeln halbwegs sauber zu schießen, sollte einer

Drückjagdeinladung fern bleiben.

Drückjagden können nur dann erfolgreich sein, wenn die Schützen „handverlesen“ werden: Sie müssen reaktions-schnell sein, treffen, und auch wirklich Beute machen wollen. Mit der Zahl der Schütze sinkt meist die Trefferquote und die Quote erlegten Wildes pro Schütze. Die Unfallgefahr hingegen steigt, ebenso die Leerlauf zwischen den einzelnen Treiben. Mehr als 1, Schuß je Reh sollten auf einer Drückjagd nicht fallen.

Ist das Revier groß und hat man genug zuverlässige Schützen, lassen sich zwei Drückjagdgruppen arrangieren, die unabhängig voneinander, aber in Koordination jagen. Ganz sicher hängt die optimale Schützenzahl auch von der Struktur des Revieres ab; wenn es über zehn sind, altert der Jagdleiter vorzeitig...

Geeignete Ausrüstung ist wichtig

Vor zwei, drei Jahrzehnten schossen viele Förster bei täglichen Dienst über Kimm und Korn, freihändig und zuverlässig ihre Rehe, und auch die Privatjäger begnügten sich zum Ansitz mit vier-, ja mittlerweile zweieinhalbfach vergrößerten Zielgläsern. Sechsfach Zielgläser waren eher die Ausnahme. Wer mit diesen Gewehren bei Pirsch und Ansitz zurecht kam, den konnte man meist auch für eine Drückjagd brauchen. Heute ist die „Schießmaschine“ mit variabler bis zehn-, ja zwölffach vergrößernder Optik die Regel. Bei Drückjagden wird einfach heruntergedreht und -vorgeschossen. *Nichtvariable* Gewehre mit *weniger* als sechsfacher Vergrößerung muß sich der Jäger beim Büchsenmacher direkt „erkämpfen“. Diese Büchsen mit maximal vierfach vergrößernder Optik, geeignet



Nur wenn Rehwild langsam dem Schützen kommt, sollte der Finger krumm gemacht werden. Foto: Stefan Meyers



Hier sind die Schützen falsch angestellt worden: An der Wald/Feldkante haben sie überhaupt keine Chance zu Schuß zu kommen. Hochflüchtiges Wild darf nicht beschossen werden.

Foto Manfred Danegger

damit aufzufahren und abzu-
drücken.

Ein brauchbares Kaliber muß her. Geeignet, damit auch ein paar Grashalme oder Zweige zu durchschießen, die sich kurz vorm Wild befinden. „Rasante“ Kaliber sind hingegen nicht erforderlich, weit muß ja nicht geschossen werden. Die altväterliche 8x57, selbst die 9,3x72 R waren und sind absolut brauchbar. Was unter 7x57 liegt ist wenig zuverlässig. Stecher erhöhen die Überlebenschancen der Rehe ungemein, im Gegensatz zu jenen der Treiber! Beim Schuß auf nur kurz in Verjüngungslücken verhoffenden oder gar in Bewegung befindlichen Rehen, ist der Stecher mehr als hinderlich. Der Wechsel vom Stecher zum Druckpunkt fällt dem Durchschnitts- (West-)Jäger - Folge geringer Jagdgelegenheit - eher schwer. Mehrfaches, situationsbedingt nicht immer ungefährliches Stechen und Entstechen während des Treibens sind die Folge.

Ferngläser sind entbehrlich; es muß ja keiner auf die „Geiß mit dem Pinsel“ schießen! Trotzdem sind leichte Taschengläser zweckmäßig und völlig ausreichend. Die üblichen „Hochsitz-Sternwarten“ bleiben jedenfalls besser im Auto.

Auf die vorgenannten Teile der Ausrüstung muß der Gastgeber

achten, am besten schon in der Einladung darauf hinweisen.

Wie groß sollen die Treiben sein?

Das hängt ebenfalls von der Revierstruktur ab. Große Altholzkomplexe oder Dickungen im Staatswald erfordern mehr Fläche (und Schützen) als der kleinparzellierte Bauernwald mit ständigem Wechsel der Altersklassen. Auch die Geländeform entscheidet mit. Im Voralpenland beispielsweise, mit kleinflächigem Privatwald und ständigem Wechsel der Bestockungsformen haben sich Treiben zwischen 30 und 50 Hektar bewährt. Für diese Größenordnung reichen sechs bis acht Schützen. Sind große Dickungen oder Zäune enthalten oder Hänge, in denen man nicht abstellen kann, muß die Fläche eventuell größer sein.

Im angegebenen Größenbereich dauert ein Treiben zwischen einer und eineinhalb Stunden, länger nicht. Das ist vor allem dann wichtig, wenn es richtig kalt ist oder der Wind auf den Hängen liegt. Jäger die frieren, träumen nur vom Ende der Jagd und einer warmen Kneipe. Nur wer sich körperlich wohl fühlt, ist konzentriert und schießt zuverlässig!

Rehe lassen sich nicht „trei-

ben“. Abgesehen von jenen, die „auf Verdacht“ erst einmal „davonhüpfen“, muß man sie quasi einzeln herauschupsen. Selbst der passionierte Hund tut sich schwer, relativ kleine Dickungen wirklich rehleer zu machen. Daß ein solcher Hund aufgibt, ist kein Beweis für eine leere Dickung!

Wer drückt?

Mit dem brauchbaren Hund steht und fällt das ganze Unternehmen. Benötigt wird nicht die „Rehmeute“, sondern der erfahrene „Solo-Stöberer“. Die Hundeleute mögen den widersprüchlichen Begriff verzeihen: sozusagen „den bogenreinen Rehbrackierer“. Hunde, die sich hinter ein Reh hängen und nach einer halben Stunde oder später zurückkehren, sind unbrauchbar, ebenso Hunde, die nur halbherzig suchen oder nach dem ersten herausgedrückten Reh aufgeben. Das ist das Kernproblem erfolgreicher Reh-Drückjagden: Wir haben unsere Hunde generationenlang behandelt wie revierlose Jäger; immer hieß es „pfui Reh“!

Auf die Rasse kommt es nicht so sehr an, wengleich hochläufige Hunde in der Regel weniger geeignet sind als kurzläufige. Dackel, Terrier ohne geistige Behinderung, Dachsbracken, Spaniel und Wachtel ent-

sprechen vom Körperbau her den Anforderungen. In schwierigem Gelände (Steilhänge, Blockfelder usw.) sind Dackel allerdings nur bedingt brauchbar. Es kommt immer zunächst auf den einzelnen Hund an und nur sekundär auf dessen Rassezugehörigkeit. Ohne Zweifel wird die Arbeit am gesunden Reh in den nächsten Jahren wieder an Bedeutung gewinnen, während die Arbeit an den übrigen Niederwildarten drastisch zurückgehen wird. Die Hundeführer der Schweiz haben daraus bereits teilweise die Konsequenzen gezogen und prüfen statt auf der Hasenspur auf der Rehfährte! Damit sei die überragende Bedeutung der Hasenspur als Nasenindikator jedoch nicht infrage gestellt.

Also je nach Größe der Treiben ein bis zwei wirklich erfahrene Hunde und die gleiche Zahl Treiber. Solche der Vergütungsgruppe E 0 (E = Ehefrauen, 0 = Bezahlung) erhöhen den Reiz einer derartigen Jagd.

Wenn sich Rehe ohnehin nicht treiben lassen, ist auch eine Treiberwehr entbehrlich. Es genügt, wenn die rehträgigen Einstände gezielt angegangen werden. Die Treiber dienen dabei in erster Linie dem Hund als Leitpersonen. Je nach Revier kann es sinnvoll sein,
Bitte umblättern



In Althölzern verhoffen oft die Rehe, also den Stand hierhin.

Foto Bruno Hespeler

wenn Treiber und Hunde an bestimmten Punkten immer wieder eingesammelt und umgesetzt werden. Daß Treiber Signalkleidung tragen müssen, hat sich inzwischen herumgesprochen. Sehr sinnvoll sind kleine Signalhupen, die man ihnen zusätzlich um den Hals hängt. Damit sollen sie sich immer dann bemerkbar machen, wenn sie in den Bereich der Schützen kommen. In den Dickungen nützt das Gehuße jedoch eher den Rehen. Diese wissen mit den Treibern blendend umzugehen, lassen sie oft

auf 10, 15 Meter herankommen, um sich dann wieder ein Stück weiter zu verdrücken - vorausgesetzt, sie können sich ein Bild von der Gefahr machen.

Bei vielen Reh-Drückjagden wird angestellt wie bei Karnickeljagden: an Dickungsrändern, an Wegen, auf Schneisen, manchmal gar am Waldrand. Wenn überhaupt, so kommen die Rehe an diesen Örtlichkeiten fast immer hochflüchtig. Es wird entweder garnicht, vorbei, oder allenfalls krank geschossen.

Rehe verlassen, wenn sie von Treibern oder Hunden hochgemacht werden, ihre Einstände meist flüchtig. Je bodenkahler der Bestand, umso flüchtiger; Ausnahmen bestätigen die Regel. Erst so nach 100 bis 150 Metern neigen sie zum Verhoffen, vor allem dann, wenn ihnen etwas Verjüngung oder Schlagflora das Gefühl von Deckung verleiht. Es ist daher empfehlenswert, die Stände mitten in die Baum- oder Althölzer zu legen. Dort verhoffen die Rehe und sichern nach der Störung zurück.

Meist legen die Rehe im Finstand ein Gewirr von Verleit-

fährten, das ihnen einen ordentlichen Vorsprung vor den Hunden sichert. Nicht selten kann man beobachten, wie ein Reh den lauthals folgenden Hund auf Schrotschußentfernung heran läßt, ja oftmals am Hund vorbei zurück wechselt. Panikartige, kopflose Fluchten sind eher die Ausnahme.

Erhöhte Stände bringen Erfolg

Erhöhte Stände sind von Vorteil. Sie gewähren besseren Ein- und Überblick und dienen der Betriebssicherheit, weil man nicht flach übers Gelände schießen muß. Je nach Topographie genügen auch einfachste Schirme. Lockeres, bequemes Warten auf das Wild und die Möglichkeit des Auflegens beim Schuß erweisen sich als Vorteil. Muß eine Stunde und mehr auf wackligem Sitzstock verbracht werden, leiden Aufmerksamkeit und Schußsicherheit.

Sicherheit geht vor

Jedem Schützen wird verständlich erklärt, in welchem Bereich sich die Treiber bewegen, wohin und wann er nicht schießen darf. Kugeljagden bergen immer eine „Restgefahr“ in sich. Schon deshalb hat Sicherheit bei der Ständeinteilung Vorrang vor rein jagdlichen Gesichtspunkten. Wenn so locker - strategisch - abgestellt wird, daß auf 30 und mehr Hektar nur sechs oder acht Schützen kommen, darf es diesen trotzdem gestattet sein, unmittelbar nach Einnahme des Standes zu laden und zu schießen. Ob ein Treiben abgeblasen oder nach der Uhr beendet wird, bleibt Geschmack und Situation überlassen. Sicherer - vor allem im Gebirge und bei Wind - ist die Uhr.

Anschüsse werden erst nach Beendigung des Treibens untersucht und verbrochen. In der Regel wird jeder

Schütze nach dem Treiben das von ihm erlegte Wild aufbrechen.

Jagd ist mehr als Totschießen von Wild. Ja, um die Beute geht es trotzdem, ansonsten könnte man das Gewehr gestrost daheim lassen. Deshalb ja auch die *Selektion der Schützen* nach Schießleistung und -wille. Treib- wie Drückjagden stellen eine nicht zu unterschätzende Beunruhigung dar, die sich nicht mit Gesellschaftspflege und Waffenlüssen rechtfertigen läßt - es geht um Beute. Werden im Schnitt aller Drückjagden eines Reviers weniger als 0,5 Rehe je Schütze erlegt, ist nachzudenken, ob es nicht effektivere Jagdmethoden gibt. Schließlich soll Drückjagd den Jagddruck - den jagdbedingten Streß beim Wild - senken und nicht erhöhen.

Selbstverständlich muß daher sein, daß alle Wildarten freigegeben werden (soweit diese überhaupt bejagt werden). Also ganz selbstverständlich - wie sie neben Rehwild vorkommen - auch Rot- und Schwarzwild, Fuchs und Hase sowieso (es sei denn, man mag letzteren grundsätzlich schonen). Es ist umgekehrt auch ein „Mord-Schmarrn“, wenn im Herbst mit Großaufgebot auf Fuchs oder Schwarzwild gedrückt wird, die zahlreich vorkommenden Rehe aber tabu sind. Sie werden dann bis zum letzten Tag der Schußzeit auf der Einzeljagd gestreßt. Motto: Auf der Drückjagd kann man nicht ansprechen. Frage: Wie funktioniert das bei den Sauen und wie spricht man Rehe im letzten Licht des Winterabend vom Hochsitz aus an?

Aber nicht immer funktioniert es

Nicht immer haut es auch wirklich hin mit der Drückerei. Es gibt kein Patentrezept, viel mehr muß man einfach mit etwas Gefühl ausprobieren, wo und wo es im jeweiligen Revier funktioniert. Eine sauber organisierte Drückjagd mit brauchbaren Hunden und zuverlässigen Jägern führt uns an das Verhalten des Wildes mindestens ebenso nahe heran, als es möglich ist. Nicht weniger intensives Naturerleben wie die tradierte Hochsitzjagd - die ja keiner verbieten will.

Bruno Hespeler



Kurzläufige Hunde wie Teckel und Dachsbracken, die vom Wild nicht ernst genommen werden, sichern den Jagderfolg.

Foto Dieter Hopf